

Lutz Sehmisch

Hölle ohne Himmel

Vorwort

Über Amokläufer und ihre Opfer wurde in letzter Zeit oft berichtet. Immer wieder gab es neue Schreckensmeldungen. Die Frage „Wie kann man sich davor schützen?“ blieb offen. Als wir über den Titel dieses Buches nachdachten, war das Wort Amok präsent. Das hatte seinen Grund. Lutz Sehmisch hatte um Hilfe gebeten, weil er sich fürchtete. Er könnte zum Täter werden.

Das war unglaublich. Lutz Sehmisch ist groß, freundlich, klug, besonnen, er kann zuhören und berät gern. Ein sympathischer Mensch. Keiner, der Amok läuft.

Was sollten wir ihm antworten?

Wir glauben dir das nicht?

So schlimm wird es nicht sein?

Das wagte keiner zu sagen.

Er las erste Texte vor. Die ließen nichts von seiner inneren Not ahnen. Er schlich sich um sein Leben herum. Die Kreise, die er zog, wurden enger.

Bruchstückweise erfuhren wir Einzelheiten.

Noch fürchtete er sich vor dem Aufschreiben seiner Lebensgeschichte. Er wollte die Welt verbessern. Was brach-

te ihn dazu, Feuer zu legen? Beim Schreiben musste er sich in sein vergangenes Leben hineinfühlen. Bis in die Stasi-zelle, obgleich er schon bei dem Gedanken an das Erlebte schwitzte und zitterte.

Wenn er doch vergessen könnte!

Das einfache Leben schien für ihn unerreichbar zu sein. An seinem Himmel klebten Wanzen. Der Verdacht, sich immer nur in einer anderen Hölle wiederzufinden, fraß seinen Vorrat an Vertrauen.

Ein Rebell war er nie. Er kämpfte weder gegen die Eltern noch gegen den Staat. Ein junger Mensch, der nicht wusste, wie er sich behaupten sollte. Die einzige Möglichkeit, anerkannt zu werden, schienen gute Leistungen zu sein. Geliebt wurde er trotzdem nicht.

Er wollte sein Leben nach eigenen Vorstellungen gestalten. Das Ziel gab er nicht auf. In ihm wuchs Sehnsucht nach einer eigenen Familie, nach Liebe und Sicherheit. Gewissheit brauchte er, nicht verfolgt, nicht abgehört, nicht fremdgesteuert, nicht benutzt zu werden.

Mit dieser Belastung zu leben, ist für alle aus der Familie schwer.

Er suchte in dem Geschehen eine Logik. Opfer werden Täter, Täter werden Opfer. Gibt es ein Entrinnen?

Dorothea Iser

I

Nur nichts anmerken lassen

Montagsmorgen um sechs, über den Flur schrillt die Trillerpfeife des Unteroffiziers vom Dienst.

Sofort bin ich wach, das ist wie immer. Und doch ist dieser Tag völlig anders.

Normalerweise müsste ich einen gewaltigen Brummschädel haben. Ist aber nicht. Als ob ich überhaupt keinen Alkohol getrunken hätte. Ich war schon gestern Abend schlagartig nüchtern, als ich am Straßenrand stand und mit den anderen Kameraden zusah, wie die Feuerwehren versuchten, das Großfeuer zu löschen. Aus dem Kulturhaus schlugen meterhohe Flammen in den nächtlichen Himmel. Sie fraßen sich durch das gesamte Gebäude. Die Hitze ließ Benzinfässer und LKW-Tanks des benachbarten Fuhrparks explodieren. In der Nacht lag ich wach. Diese Gewalt der Flammen hatte ich nicht erwartet. Und doch habe ich sie entfacht.

Angst steigt auf. Was wird jetzt aus mir werden? Nur nichts anmerken lassen! Du musst dich nur genau so verhalten wie alle anderen. Vielleicht kriegen sie ja doch nicht raus, wer es war. Gesehen hat mich gestern Abend jedenfalls keiner, glaube ich.

Zurückdrehen kann ich die Zeit nicht, auch wenn ich es gern tun würde. Geschehenes wird nicht ungeschehen. Und nach diesem beschissenen Wochenende wundert es mich nicht, dass sich meine Wut so heftig entladen hat. Schon im gestrigen Tageshoroskop war zu lesen, dass Großes und Einschneidendes passieren wird.

„Seien Sie ehrlich und analysieren Sie immer wieder Ihre Lebenssituation. Je zufriedener Sie sind, desto gesünder werden Sie sich fühlen. Worauf warten Sie? Werfen Sie alles, was Sie belastet über Bord.“

Von Zufriedenheit kann ich in der letzten Zeit wirklich nicht reden. Aber es hieß auch weiter: „Ihre Karriere gerät zur Zeit etwas ins Stocken.“

Da ist sie wieder, die Angst vor der Zukunft, vor den Folgen des gestrigen Abends.

Am Wochenende hatte ich ausgiebig Zeit, mir den Kopf über meine Situation zu zermartern. Mein Wochenendurlaub war vom Spieß einfach gestrichen worden. Passte gut in das Ge-

samtbild. Erst der Ärger mit meinen Eltern und dann der Aufstand hier in der Kaserne.

Dabei lief anfangs alles prima. Gemustert wurde ich für die rückwärtigen Dienste und eingezogen wurde ich zum Stab des Chefs Truppenluftabwehr nach Leipzig. Gleich nach den ersten vier Wochen Grundausbildung brauchte ich nur noch Innendienst zu schieben. Ich war zufrieden, musste mich mit keiner Geländeausbildung rumschlagen und war bei den Stabsoffizieren ein gern gesehener Soldat. Eines Tages hatte mich mein Vorgesetzter gefragt, ob ich nicht Lust hätte, beruflich bei den Schutz- und Sicherheitskräften einzusteigen. Weil mir auf diesem Wege ein Studium an der Humboldt-Uni ermöglicht wurde, verpflichtete ich mich für den Dienst bei der Zollverwaltung. Ich glaubte, damit endlich mein mögliches Leistungspotenzial zu erreichen, hatte aber nicht mit der Reaktion meiner Eltern gerechnet. Ich dachte, sie wären stolz auf mich. Pustekuchen! Zoff gab es ohne Ende. Meine Entscheidung wurde mit Vorwürfen und Unverständnis quittiert. Auf Grund ihrer eigenen Erfahrungen während und nach den Kriegsjahren waren sie der Meinung, dass ich besser durchs Leben käme, wenn ich mich politisch neutral verhalten würde. Aber in diesem Staat ging das nicht, wenn man etwas erreichen wollte.

Und so war es für mich eine logische Folge, auch in die Partei einzutreten und mich politisch zu engagieren. Bewegen möchte ich die Menschen und die Gesellschaft, möchte mich für Fortschritt und Entwicklung einbringen und habe dafür auch eine Menge im Politunterricht gelernt. Aber je mehr ich mich darauf einließ, umso größer empfand ich den Unterschied zwischen Theorie und Praxis. Ich verstand auch nicht, warum die SED-Führung seit Anfang des Jahres so rigoros gegen Künstler und Intellektuelle vorging, die ebenfalls nur Missstände beseitigen wollten. In nur kurzer Zeit wurden so viele namhafte DDR-Bürger ausgewiesen, durften nach Auftritten im Westen nicht zurückkehren, bekamen die Staatsbürgerschaft aberkannt. Nur, weil sie öffentlich Kritik an der gesellschaftlichen Entwicklung in der DDR geübt hatten? Ich konnte es nicht glauben.

Kurz nach meiner Beförderung im April 1979 schlug meine große Stunde. Ich glaubte, dass ich innerhalb der Partei etwas bewegen könnte, wollte auf den Parteiversammlungen das aktuelle Geschehen diskutieren. Doch ich hatte mich getäuscht. Diskussionen waren unmöglich, ich wurde beschnitten, bestraft mit zusätzlichem Politunterricht. Im Mai ist mir der Kragen geplatzt. Der Genosse Versammlungsleiter hatte mich derart gereizt, dass ich hochrot und wütend aufsprang. Vor versammelter Mannschaft schleuderte ich ihm entge-

gen, dass sich Marx und Engels im Grabe umdrehen würden, wenn sie sehen könnten, was hier in der Praxis abgeht.

Ich musste auf der Stelle den Saal verlassen und am nächsten Tag beim Kommandeur antanzen. Ich sei zu weit gegangen und hätte mir die Zukunft selbst vermässelt. Nur eine Woche später wurde ich aus der Partei gefeuert. Mit meinem Studium war es Essig.

Ich weiß weder ein noch aus. Die ganze Welt scheint sich gegen mich zu richten. Familiärer Halt und Berufsweg sind im Eimer. Alkohol hilft nur bedingt. Wo er hinführt, hab ich gestern Abend erlebt. Er betäubt tiefen Seelenschmerz, aber vernebelt den Verstand.

Für einen kurzen Moment dachte ich einfach daran, Schluss zu machen. Worüber soll ich mich noch freuen?

Es ist acht Uhr, ich stell den Kaffeebecher ab. Gefrühstückt hab ich nichts, keinen Hunger. Die Ungewissheit, man könnte mir im Büro etwas anmerken, bereitet mir in der Bauchgegend ein ungutes Gefühl. Was hilft es, ich muss los. Auf dem Weg vom Kasino zum Büro begleiten mich graue Wolken. Ein kühler Wind bläst mir ins Gesicht. Und das Ende Juni.

Gefangen

Zehn Tage sind seit dem Brand vergangen. Es ist Mittwochmorgen. Nach dem Frühstück gehe ich wie gewohnt zum Büro. Inzwischen bin ich nicht mehr ganz so beunruhigt. Hier im Büro der Stabsstelle bekomme ich ja doch so allerhand mit. Die Ermittlungen werden von der Staatssicherheit geführt. Aber bislang hat man noch keine Spur, keinen Verdächtigen. Das gibt mir Hoffnung und Bestätigung, dass ich nicht beobachtet worden bin. Es scheint auch nicht aufgefallen zu sein, dass ich an dem Abend gar nicht auf meiner Stube war. Ich bin guter Laune und freue mich schon auf meinen morgigen Geburtstag. Es ist der Zwanzigste. Den will ich mit den Kameraden ordentlich feiern.

Plötzlich geht die Bürotür hinter meinem Rücken schwungvoll auf. Ich zucke zusammen und stehe vom Stuhl auf, um zu grüßen. Mein Vorgesetzter kommt mit mürrischem Gesicht und stürmischem Schritt um den Schreibtisch herum. Er hat einen barschen Befehlston drauf, den ich sonst nicht von ihm kenne. Ich bin wie gelähmt, kann die Lage weder

überschauen noch bewerten. Er zeigt mit seiner Hand in meine Richtung und sagt mir, dass die beiden Herren mich sprechen wollen. Erst jetzt bemerke ich, dass er nicht allein kam. Hinter mir stehen zwei Männer in Zivil. In meinem Kopf macht es KLACK. Die sind von der Stasi. Sie stellen sich nicht vor.

„Folgen Sie uns bitte. Wir werden uns mit Ihnen woanders unterhalten.“

Mir wird heiß und kalt zugleich. Ich habe das Gefühl, dass mir das Blut die Röte ins Gesicht schießt. Scheiße, jetzt haben sie dich wohl doch. Einer der Herren deutet mir den Weg in Richtung Tür, der andere geht schnell vor. Ich spüre einen festen Griff am rechten Oberarm, der mich auf den Flur hinausbugsiert. Ich traue mich nicht, noch einmal zurückzuschauen. Habe Angst, in die Augen meines Vorgesetzten zu sehen. Er ist bestimmt enttäuscht von mir.

Auf der Straße direkt vor der Tür steht ein grauer Kastenbarakas. Zwei Männer in Zivil warten davor. Ich steige durch die geöffnete Tür in den Kastenaufbau. Die Tür knallt hinter mir ins Schloss. Es ist stockdunkel. Nur mit Mühe finde ich eine Sitzbank. Kein Fenster, keine Lampe ist zu erkennen. Ich taste vorsichtig die Wand ab, durch die ich grad eingestiegen bin. Den Türrahmen erkenne ich, aber eine Klinke ist nicht daran. „Gefangen“, hämmert es in meinem Kopf. Ich bin bis

zur letzten Muskelfaser angespannt und weiß nicht, was jetzt auf mich zukommen wird. Ich habe Angst und fühle mich total beschissen. Es ruckt, ich kippe auf der Bank hin und her. Ich habe das Gefühl, dass es kreuz und quer durch die Stadt geht. In kurzen Abständen fahren wir links rum, dann wieder rechts rum. Manchmal fühlt es sich wie eine Kehrtwende an. Sehen kann ich nichts. Und merken kann ich mir den Weg auch nicht. Durch das Hin und Her habe ich die Orientierung verloren. Der Weg scheint endlos zu sein. Ich habe kein Zeitgefühl mehr. Plötzlich stoppt der Wagen nach einer scharfen Rechtskurve. Ich höre Stimmen, kann sie aber nicht verstehen. Dann metallisches Quietschen, als ob sich ein Tor bewegt. Das Auto fährt ruckartig an und bremst kurz darauf genauso scharf und rasant. Ich kann mich kaum auf dem Sitz halten.

An der Stelle, wo ich die Tür vermutete, öffnet sich ein Spalt. Tageslicht dringt herein. Gott sei Dank, endlich Luft. Wortlos winkt mich eine Hand aus dem Kasten. Beim Herausklettern sehe ich an der Seite zwei Uniformierte mit Maschinengewehren auf mich gerichtet. Ich erkenne grad noch, dass ich auf irgendeinem Hinterhof gelandet bin. Umgeben von hohen grauen Gebäuden. Da herrscht mich eine Stimme an: „Kopf runter!“ Ich muss auf das Kopfsteinpflaster schauen, während ich in das Gebäude geführt werde.

Zwei Treppen hinauf, dann geht es über einen schier endlosen Flur. Es riecht eigenartig. Irgendwie muffig. Auf dem ganzen Weg begegnet uns kein Mensch. Wo bin ich hier? Am Ende des Flurs öffnet einer der Begleiter eine Bürotür und zeigt mit der Hand, dass ich reingehen solle.

Mir ist immer noch mulmig. Der Tür gegenüber sehe ich ein großes Fenster. Von außen ist ein Gitter davor, ansonsten erkenne ich nur eine riesige Baumkrone. In der Mitte des Raumes steht ein Schreibtisch. Auf der Tischplatte befinden sich nur eine Lampe und ein Telefon. Keine Akten, keine Stifte, nichts. Zwei Stühle stehen sich am Tisch gegenüber. Ich setze mich auf den Stuhl vor mir. Rechts und links von der Tür hinter meinem Rücken stehen zwei Wachmänner und beobachten mich.

Die Tür öffnet sich und vor mir nimmt ein Mann auf dem anderen Stuhl am Schreibtisch Platz. Er hat schwarzes, kurzes Haar, trägt ein Sakko zum weißen Hemd und Krawatte. Er wird Ende dreißig sein.

Er faltet die Hände vor sich auf der Schreibtischplatte und schaut mich minutenlang durchdringend an. Kein Wort. Ich versuche, seinem Blick auszuweichen. Senke den Kopf und schaue auf meine Oberschenkel. Sie zittern. „Sie wissen, warum wir Sie hierher geholt haben?“

„Nein, so richtig nicht. Ich nehme an, dass Sie mich ebenfalls vernehmen wollen. Meine Kameraden haben Sie ja schon befragt“, höre ich mich sagen. Es ist, als ob ich das nicht selbst bin. Es muss ein Fremder gesagt haben, denn es war gelogen. Der Mann hat sich mir immer noch nicht vorgestellt. Er geht auf meine Antwort ein und meint: „Gut, wenn Sie meinen. Sagen Sie mir, wo Sie an dem Sonntagabend waren, als es in Ihrem Objekt brannte.“

Mir stockt der Atem.

Hat mich womöglich doch jemand gesehen? Also erzähle ich ihm, dass ich joggen gewesen sei. Ein endloses Frage-Antwortspiel. Ich erzähle ihm, zu welcher Uhrzeit ich welchen Weg genommen hätte. Er wiederum bezweifelt vieles und wiederholt pausenlos schon längst gestellte Fragen.

Ich bin genervt und habe Hunger. Ich weiß nicht, wie spät es schon ist. Ich muss mal austreten. Der Vernehmer scheint die Nerven zu verlieren. Er knallt mit der flachen Hand auf den Tisch und meint, erst wenn ich alles richtig erzählt hätte, wie es wirklich war. Ich zucke zusammen, fühle schon Schweißperlen auf der Stirn. Aber vor diesen Scheißkerlen hier in die Hosen pinkeln, das will ich auf keinen Fall. Ich reiße mich zusammen und weiter gehts.

Plötzlich scheint er doch Erbarmen zu haben. Er lässt mich tatsächlich auf die Toilette. Die beiden Wachhunde laufen

bis zum Pissbecken mit. Aber der Druck ist so groß, dass mir das egal ist.

Ich bin erleichtert und froh, normale, klare Gedanken fassen zu können.

Ich setze mich im Vernehmungszimmer wieder und staune über eine Freundlichkeit. Es sind jetzt zwar zwei, die mich in die Zange nehmen wollen. Aber der eine bietet mir eine Zigarette an. Ich nehme sie dankend an. Ich sehe beim Anzünden, wie meine Hände deutlich zittern. Ich habe keine Kraft, sie ruhig zu halten. Jetzt ärgere ich mich über mich selbst. Ich frage mich, warum ich Trottel auf so einen simplen Trick reinfalle. In den Gesichtern der beiden glaube ich ein leichtes Schmunzeln zu sehen.

Da fangen sie auch schon wieder an. Die ganze Fragerei beginnt von vorn.

Sie bemerken auch die nur kleinsten Abweichungen in meinen Antworten. Ich muss immer wieder nachbessern und Dinge zugestehen, die ich nicht preisgeben wollte. Das macht mich immer nervöser und konfuser.

Die beiden behaupten plötzlich, sie hätten Zeugen, die mich gesehen haben wollen. Das kann ich nicht glauben. Ein weiteres Mal versuche ich, meinen Hals aus der Schlinge zu ziehen, und verstricke mich in Widersprüche. Ich gebe zu, eine andere Route gejoggt zu sein, als bislang erzählt. Die Route

ginge in der Nähe des Brandgebäudes vorbei. Ich bin am Ende meiner Kraft. Draußen vor dem Fenster ist es dunkel geworden. Es muss also nach 22 Uhr sein. Über zwölf Stunden haben sie mich schon in der Mache.

Die Vernehmer wechselten sich ab, konnten sich zwischendurch erholen. Trotzdem scheint der eine jetzt wütend zu werden. Er richtet den Lichtkegel der Schreibtischlampe auf mein Gesicht. Ich bin geblendet und kann nichts mehr im Raum erkennen. Ich weiß nicht, wo welche Person steht. Höre nur noch das Brüllen, ich solle endlich die Wahrheit sagen, sonst passiere hier noch was. Ich habe Angst, dass sie mich verprügeln. Ich hab ja schon einiges von den Stasimethoden gehört... und nun schon einiges davon selbst erlebt. Er droht mir mit Schlaf- und Essenentzug, will meine Familie verhaften lassen.

Ich bin so erschöpft, dass ich aufgebe. Ich gebe zu, an dem Gebäude direkt vorbeigegangen zu sein. Die Tür stand offen und im Treppenhaus lag ein großer Stapel Wellpappe, den ich mit Streichhölzern an drei verschiedenen Ecken angezündet habe. Dass sich das Feuer so schnell entfacht und verbreitet hatte, habe ich erst später gesehen. Irgendwie bin ich jetzt auch froh, dass es raus ist. Gegen die Stasi habe ich keine Chance. Ich bin müde und möchte nur noch schlafen.

Daraus wird nichts. Die Vernehmer machen weiter, wollen noch mehr wissen. Warum ich das gemacht habe, wer dahinter steckt. Sie vermuten, dass ich nicht allein gehandelt habe. Sie wissen von meinen Äußerungen in den Parteiversammlungen und Politschulungen, unterstellen mir Spionage und Sabotage. So ein Quatsch!

Sie lassen nicht locker. Ich winsele um Schlaf, sacke vor Erschöpfung in mich zusammen. Sie geben auf. Ich soll nur noch das Protokoll lesen und unterschreiben. Aber ich bin am Ende und kann kein Wort davon verstehen. Mein Kopf ist leer. Ich kann nichts mehr erfassen und unterschreibe, nur um meine Ruhe zu haben.

Ich werde abgeführt. Auf dem Hof wartet wieder ein Kastenbarkas. Die Strecke scheint noch einmal kreuz und quer durch Leipzig zu gehen. Ich weiß nicht von wo nach wo. Am Ende habe ich das Gefühl, dass es eine Verwirrungsfahrt war und wir nur im Karree gefahren sind. Der Innenhof sieht diesmal etwas anders aus. Ich werde in das Kellergeschoss gebracht. Es ist ein großer Raum, der in der Mitte leer ist. In den dicken, gelb getünchten Mauerwänden sehe ich wuchtige Holztüren. Vor einer dieser Türen muss ich stehen bleiben. Der Wächter steckt einen großen Schlüssel ins Schloss, dreht ihn und schiebt mit lautem Knallen einen Sperrriegel bis zum Anschlag auf.

Hinter der Tür erscheint eine karge Zelle. Ich zögere, trete ein. Die Tür fällt hinter mir zu. Der Riegel knallt, der Schlüssel rasselt. Ich traue meinen Augen nicht und weiß nicht, wie mir geschieht. An der Wand ist ein längliches einfaches Brett hochgeklappt. Das soll die Liege sein. In dem Raum gibt es keinen Stuhl, keinen Tisch, kein Waschbecken ... einfach nichts, auch kein Fenster. Mit dem Gesicht auf verschränkten Armen lehne ich mich an die Wand. Obwohl ich hundemüde bin, wird mir langsam meine Lage klar. Mir kommen Tränen. Da höre ich schon wieder dieses grässliche Schlüsselrasseln und den knallenden Riegel. Die Tür öffnet sich. Oh Gott, eine ganze Schar von Wächtern steht urplötzlich in der Zelle. Einer hat einen Stapel Kleidung auf dem Arm und wirft ihn auf den Fußboden in die Zellenecke.

Ein anderer herrscht mich an: „Ausziehen! Aber alles.“ Ich frage mich, was das jetzt werden soll. Bin völlig verunsichert. Schließlich mache ich das, was sie wollen. Stück für Stück lege ich meine Kleidung ab. Ich habe nur noch die Unterhose an, da brüllt die Stimme schon wieder: „Schneller, alles, habe ich gesagt.“ Verschämt ziehe ich auch das letzte Kleidungsstück aus.

Ich spüre die Augen der Wächter auf meiner nackten Haut. Fühle mich wehrlos und bin mir klar, dass sie jetzt mit mir machen können, was sie wollen. Sie behandeln mich wie das letzte Stück Dreck. Von oben herab und verachtend. Einer

der Wächter tritt aus der Reihe hervor, bäumt sich vor mir auf. „Mund auf!“ Er schaut hinein, fährt mit dem Finger über Zunge und Gaumen, guckt anschließend in die Ohren, tastet den Kopf ab. Ich spüre seine Hände meinen Körper abwärts gleiten. Er fasst unter die Arme in meine Achseln. So ein Schwachsinn. Ich habe doch gar nichts mehr an. Ich verstehe nicht, was da eine Leibesvisitation noch bringen soll. Doch es hilft nichts. Er fasst mir an die Genitalien, schiebt sogar die Vorhaut zurück. Ich bin geschockt und entsetzt. Der Kerl eckelt mich an. Dieses Gefühl, gegen meinen Willen dort angefasst zu werden, ist so schlimm, dass ich es nicht beschreiben kann. Mir ist speiübel. Da vernehme ich wieder diese furchterregende Stimme: „Bücken!“ Eh ich begreife, was die überhaupt wollen, spüre ich etwas in meinen After eindringen. Der Wächter hat tatsächlich mit dem Finger untersucht, ob ich etwa irgendwelche Gegenstände einschmuggeln würde! Ich bin einfach nur angewidert.

Nach dieser Tortour darf ich die Gefangenenkleidung vom Boden aufsammeln und anziehen. Die Wächter ziehen ab, der Riegel knallt, die Schlüssel rasseln. Und ich bin allein, fühle mich unendlich gedemütigt. Ich hocke mich mit dem Rücken an die Wand und fange an zu weinen. Ich weine und weine.

Schlüssel rasseln

Kurze Zeit später höre ich dieses grässliche Schlüsselrysseln, den Riegel knallen. „Hier ist Ihr Bettzeug. Ich bringe Sie jetzt auf Ihre Zelle.“

Es geht das Treppenhaus hinauf. In der 3. Etage trete ich in den Zellentrakt. Ich sehe eine große Halle. An den dicken Mauern mit ihren schweren grauen Zellentüren hängt in jeder Etage ein Laufsteg aus Gitter. So kann man über alle Etagen alles beobachten. Es herrscht gespenstische Stille. Das Rasseln der Schlüssel und Klappen der Metallgittertüren brennt sich in mein Gedächtnis.

In meiner Zelle weist mich der Wärter darauf hin, dass ich nur zur vorgegebenen Nachtruhe, also wenn das Licht aus ist, mich auf die Pritsche legen darf. Schlafen darf ich auf dem Rücken liegend mit dem Gesicht zur Zellentür.

Die Tür schlägt ins Schloss, der Riegel knallt an den Anschlag und der Schlüssel rasselt. Ich bin viel zu erschöpft und müde, dass ich noch über irgendetwas nachdenken kann. Ich lege mich auf die Pritsche. Das Licht geht aus. Ruhe, endlich Ruhe und Schlaf.

Ich trete durch die Tür und atme ganz tief. Endlich frische Luft! Ich strecke mein Gesicht gen Himmel, spüre die Freiheit. Meine Augen erblicken seit langem wieder das weite Blau. Schneeweiße Wolken ziehen dahin. Die Sonne schickt mir ihre wärmenden Strahlen auf die nun geschlossenen Augenlider. Es scheint ein Ort der friedvollen Stille zu sein. Ich genieße diesen Moment. Nach einer Weile öffne ich meine Augen. Sie erblicken eine rund fünf Meter hohe graue Betonwand. Auf der Mauerkrone liegt dichter Stacheldraht. Alle vier Wände um mich herum sehen gleich aus. Sie erdrücken mich, machen mich zwischen ihnen klein und winzig. Oben auf einer der Ecken erkenne ich einen Wachstand. Der Lauf eines Maschinengewehrs ist auf mich gerichtet. Drei mal drei Meter Betonfläche sind jetzt ganz allein für mich. HOF-GANG!

Diesen Moment ersehnte ich mir. Immer wieder sagten die Aufseher, dass mein Vernehmer den Hofgang gestrichen habe, weil ich nicht konstruktiv sei. Meine Resignation stieg von Mal zu Mal. Es zermürbte mich, nicht ein einziges Mal